



Claudia Weiss

# Scharlatan

Roman

| Hoffmann und Campe |

1. Auflage 2012  
Copyright © 2012  
by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg  
*www.hoca.de*  
Satz: atelier eilenberger, Leipzig  
Gesetzt aus der Guardi LT Std  
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-455-40377-0

  
**HOFFMANN  
UNDCAMPE**

---

*Ein Unternehmen der*  
GANSKE VERLAGSGRUPPE

## *Prolog*

Dem Teufel selbst würden sie sich wohl verschreiben, um ihr erbärmliches Schicksal zu lindern.« Angewidert wandte sich Paul Ankermann, ein wohlhabender junger Kaufmannssohn aus Hamburg, von den dicht beieinander stehenden Bauern ab, die in staubschmutzigen Hemden und Holzpantinen den Blick nach Westen richteten, dem Meer entgegen, in der Hoffnung auf die ersehnten Regenwolken.

Seit März war in jenem Frühjahr 1697 kein Regen mehr auf die Norddeutsche Tiefebene niedergegangen. Der Wasserstand der Elbe war so tief gesunken, dass die großen Segler nicht in den Hamburger Hafen einlaufen konnten, sondern selbst mit der Hilfe des Tidenhubs nur noch bis Wedel kamen. Hier endete der aus dem dänischen Viborg kommende Ochsenweg, der dem Marktflecken einen bedeutenden Ochsenmarkt sowie einen großen Anleger für Schiffe beschert hatte, um das noch zuvor in den Elbmarschen gemästete Vieh mit gutem Gewinn zu verschiffen. Doch zur Zeit legten hier nicht nur mit Ochsen befrachtete Kähne ab, sondern auch die großen Fleuten, seetüchtige Schiffe, die über mehrere Masten und meist auch über genügend Geschütze verfügten, um sich und ihre Waren, wenn nötig, verteidigen zu können.

Am Nachmittag des 26. Juni 1697 lag die Angelina, eine prächtige Fleute, am Kai und wartete auf die Flut, um in Richtung Amsterdam auszulaufen. Paul Ankermann war bereits am frühen Morgen von Hamburg aus mit der Kutsche nach Wedel gekommen, denn die Angelina sollte ihn über Amsterdam nach Salvador, der alten Hauptstadt Brasiliens, bringen, wo seine Verlobte und ein neues Leben als Besitzer einer Zuckerplantage auf ihn warteten. Eigentlich hätte die Angelina schon vor gut zwei Stunden

auslaufen sollen, aber der Tidenhub war nicht stark genug gewesen für die Untiefen der Elbmündung, und der Kapitän musste auf die nächste Flut in den frühen Morgenstunden warten. Missmutig über diese Reiseverzögerung und die noch so vielen abzuwartenden Stunden stampfte Ankermann mit seinem schwarzen Schnallenschuh auf den trockenen Boden, sodass sich eine kleine Staubwolke erhob und die Schuhe mit einem braunen Schleier überzog.

»Johann! Mach sie sofort sauber!«

Ein junger Diener, der gerade dabei war, mit zwei Stauern über den Preis des Verladens der Koffer seines Herrn auf das Schiff zu verhandeln, drehte sich um, erfasste kurz die Situation und schien noch abzuwägen, ob er den Stauern den geforderten Preis zahlen und sogleich zu seinem Herrn eilen oder doch erst noch einen besseren Handel herausholen sollte.

»Sitzt du auf deinen Ohren? Komm endlich her und putz meine Schuhe!«

Der Diener überlegte nicht länger. Schnell schlug er ein, gab den Stauern die geforderten Pfennige und eilte dann zu seinem Herrn. Aus seiner Rocktasche holte er ein weiches Tuch, hockte sich vor Ankermann nieder und begann dessen Schuhe zu polieren.

»Immer muss ich dich zweimal rufen. Was bist du nur für ein nichtsnutziger Diener. Da zahl ich dir gutes Geld und nimm dich sogar auf meine Kosten mit in die Neue Welt, aber du trödelst herum und schwätzt mit dem Gesindel.«

»Ich war gerade dabei, den Preis für das Verladen Eures Gepäcks auszuhandeln, Herr, darum ...«

»Mach auch den Absatz sauber!« Ankermann drückte dem Diener seinen Schuh auf das Knie und drehte ihm die Ferse entgegen. Der wich kurz mit seinem Gesicht zurück, nahm dann aber das Tuch in beide Hände und rieb kräftig den Absatz ab, von dem sich ein Stück Kuhfladen löste und gegen seine Hand flog.

»Was hast du ihnen für das Verladen gegeben?«

»Fünf Pfennige, Herr.«

»Etwa jedem von ihnen? Lässt mich nicht nur warten, sondern schmeißt auch noch mit meinem Geld herum. Wie gut, dass mein armer Vater das nicht mehr erleben muss. Sonst hätte er sich noch gegrämt, dass er dich zu uns ins Haus genommen, dir sogar lesen, schreiben und rechnen beibringen ließ, damit du auch mal im Kontor deinen Dienst verrichten könntest. Aber das ist ja nun hinfällig. Und was ich mit dir in Brasilien anstellen werde, überlege ich mir auf der Reise.«

Der Diener senkte den Blick, sodass der Herr sein wütendes Funkeln nicht sah, und schwieg eisern.

Im Herbst 1696 war der alte Ankermann gestorben. Sein einziger Sohn Paul erbte das gut laufende Kontor in der Deichstraße und ein stattliches Vermögen. Aber Paul Ankermann hatte niemals Neigung gezeigt, das hanseatische Kaufmannsleben seines Vaters fortzusetzen. In den letzten Jahren vor dessen Tod war er zwar viel für das väterliche Kontor gereist, hatte Monate in Lissabon zugebracht und dort auch seine Verlobte kennengelernt, hatte aber nie ein Hehl daraus gemacht, dass sein Herz nicht für Hamburg schlug, sondern ihn die große weite Welt mit ihren Abenteuern und Vergnügungen lockte. Als ihm schließlich das Familienvermögen zufiel, verkaufte er kurzerhand das Kontor und erwarb stattdessen eine Plantage unweit von Salvador, wo der Vater seiner Braut eine wichtige administrative Position für die portugiesische Regierung innehatte.

Paul Ankermann war ein hitziger junger Mann. Von der Natur mit einem ansehnlichen Äußeren beschenkt, hatte er nur wenig Pflege für seine inneren Qualitäten aufgebracht. Zwar verfügte er über einen scharfen Verstand und Entscheidungsfreude, aber beides durch präzises Kalkül zu schärfen schien ihm nie in den Sinn gekommen zu sein. Schließlich war er von jeher gewohnt, dass man sich seinem Willen beugte, und wenn nicht, forderte er den Gehorsam rücksichtslos ein.

Sein Diener Johann, kaum älter als er selbst, arbeitete schon seit frühester Jugend für ihn. Ankermann hatte sich so daran ge-

wöhnt, ihn ständig um sich zu haben und seine Launen – die guten wie die schlechten – an ihm auszuleben, dass er schon regelrecht zum Schatten seines bisherigen Lebens geworden war. Ohne Johann wäre Paul Ankermann kaum in der Lage gewesen, seine Morgentoilette durchzuführen oder geregelte Mahlzeiten einzunehmen. Trotzdem – oder vielleicht gerade deshalb – schien es des öfteren so, als könne der Herr seinen Diener nicht ertragen. Doch auch Johann, der selten ein Wort zu viel verlor und mit Sorgfalt und Bedacht seine Pflichten erfüllte, drohte die Last des Dienstes manchmal die Luft zum Atmen zu nehmen, wie auf diesem staubigen Platz vor dem einzigen Wirtshaus in Wedel, das noch ein angemessenes Logis für die kurze Nacht zu bieten hatte.

Als er endlich die Schuhe gereinigt hatte und Ankermann sich bequemte, seinen Fuß von Johanns Knie zu nehmen, wischte er sich wortlos die Finger am dreckigen Tuch ab und steckte es wieder in seine Rocktasche. Dann wandte er sich den Stauern zu, die ihn anglotzten und nicht mehr zu wissen schienen, ob sie dem Handel mit ihm nachgehen und das Gepäck des Herrn auf das Schiff verladen sollten.

»Reicht euch der Groschen etwa nicht? Macht euch an die Arbeit und schafft die Koffer an Bord! Aber geht sorgfältig mit ihnen um. Mein Herr schätzt keinen Dreck an seinen Sachen.« Damit wandte er sich ab und ging zum Wirtshaus, um das angemietete Quartier zu begutachten, damit sein Herr sich für ein Nickerchen zurückziehen konnte.

Die frühsummerliche Hitze brannte auf den Marktflecken nieder, und die schwüle Luft erschwerte jeden Atemzug. Eine Herde Ochsen stand eng zusammengepfercht auf einem sandigen Platz. Die Tiere schlugen unaufhörlich mit ihren Schwanzquasten nach den Mücken und Fliegen, die die Leiber bedeckten und die Luft mit einem aufdringlichen Surren erfüllten. Einige junge Frauen in der Tracht der Elbmarschen schleppten Körbe mit armseligen Kräutern, kleingeratenem jungem Gemüse, Brot und Eiern zum Kai, um es dort den Reisenden als Proviant zu verkaufen. Ihre

Schürzen und Hauben waren mit braunem Sandstaub bedeckt, und sie zwinkerten mit den Augen, als wollten sie den Staub aus den Wimpern vertreiben. Kräftige junge Burschen schleppten Säcke und Kisten auf die Angelina, die nahezu reglos im Wasser lag, die Segel gerefft und die Flagge am Hauptmast schlaff herunterhängend. Viel zu langsam verstrich die Zeit bis zum Abend, viel zu mühsam war jede Bewegung.

Endlich schlug die nahe Turmuhr die sechste Stunde des Nachmittages, und der Schankwirt stach ein frisches Fass Bier an. Es dauerte nicht lange, bis sich gut zwei Dutzend Männer mit verschwitzten Gesichtern um die Theke der Schankstube drängten und durstig nach einem Krug Bier verlangten.

Als Ankermanns Diener Johann kurze Zeit später die Stube betrat, war kaum noch ein Platz zu finden. Sämtliche Tische und Bänke waren bereits besetzt, und die Mägde trugen mit erhobenen Armen in jeder Hand vier Krüge Bier durch die laut durcheinander redende Menschenmenge. Dem jungen Mann waren Durst und Müdigkeit anzusehen. Das Gesicht war staubbedeckt, die Haare waren verklebt und die Lippen rissig. Die letzten drei Stunden hatte er zunächst die Kleider seines Herrn ausgebürstet und gereinigt, während Ankermann in einer kühlen Kammer schlief, dann hatte er das verladene Gepäck kontrolliert und festgestellt, dass die Burschen die Koffer schlecht gestapelt hatten. Danach hatte er die Kabine seines Herrn inspiziert, noch einmal durchgefegt und gelüftet. Zu guter Letzt schließlich hatte er den Frauen auf dem Kai etwas Obst abgekauft und es in der Kabine in einer Schale für die Reise drapiert. Nun schob er sich durch die überfüllte Schankstube bis an den Tresen und verlangte ein Bier. Die Männer neben ihm stanken nach Schweiß und Fisch, doch auf ihren Gesichtern zeichnete sich bereits die entspannte Fröhlichkeit ab, die sich gewöhnlich nach ein, zwei Krügen Bier einstellte.

Der Wirt schob dem Diener einen frisch gezapften Krug über den Tresen, deutete dabei aber auf die nach oben führende Treppe

und sagte: »Dein Herr lässt nach dir rufen, Junge. Du sollst ihm diesen Krug Bier bringen und ihm beim Ankleiden helfen.«

»Und mein Bier?«

»Das kannst du später trinken. Dein Herr tobt da oben herum. Ich will hier keinen Tumult, verstehst du?«

Johann nahm den Krug und hob ihn an die Lippen, als der Wirt ihn am Arm packte.

»Mach keine Dummheiten, Junge, sondern bring deinem Herrn das Bier.«

Ein vor Wut und Enttäuschung blitzender Blick traf den Wirt, der unbeirrt den erhobenen Arm des jungen Mannes hielt.

»Nun geh schon.«

Nach einer kleinen Ewigkeit ließ der Diener den Arm sinken, wandte sich um und drängte sich mit dem Krug in der Hand durch die Menschenmenge zur Treppe durch. Bevor er die erste Stufe nahm, drehte er sich noch einmal zu dem Wirt um. Der hatte sich aber schon längst wieder seinen anderen Gästen zugewandt. Unvermittelt spie der junge Mann einen dünnen Faden klebrigen Speichels in den Bierkrug, der langsam in den Schaum eindrang.

In der Kammer ging Ankermann schon ungeduldig auf und ab, als der Diener klopfte.

»Wo hast du dich so lange herumgetrieben, fauler Kerl? Fürs Arbeiten bezahl ich dich, nicht für Faulenzerei. Wo ist mein Bier?« Ohne auf eine Antwort des Dieners zu warten, riss Ankermann ihm den Krug aus der Hand, führte ihn an seine Lippen und trank ihn in wenigen Zügen leer. Dann gab er ihn dem Diener zurück und deutete mit dem Kopf auf die frisch ausgebürstete Kleidung.

»Hilf mir beim Ankleiden. Zwar ist nun mein Durst gelöscht, aber der Magen knurrt bei all dem guten Bratengeruch, der aus der Küche hochsteigt.«

Kurze Zeit später war Ankermann fertig, um die Kammer zu verlassen. Sein Diener hielt ihm die Tür auf und wollte ihm die Stiege hinab folgen.

»Nein, du bleibst hier und richtest zuerst die Kammer. Ich will ein frisches Laken haben, dieses ist schon ganz verschwitzt. Sorge auch für frisches Wasser zum Waschen und leere das Nachgeschirr.«

Mit hängenden Schultern blieb Johann in der Kammertür stehen, während unten bereits zwei Mägde an einem Tisch Platz für den gut zahlenden Gast schufen.

Die Glocken hatten schon die achte Stunde verkündet, als der Diener durch die Hintertür die Schankstube betrat. Er hatte keine Eile gehabt, seine Pflichten zu erfüllen, auch sich selbst hatte er inzwischen gesäubert. Ankermann saß mit vom Fett glänzenden Lippen am Tisch und verzehrte genüsslich die Reste eines Spanferkels mit Sauerkraut. Schweißperlen standen ihm auf der Stirn, und der Glanz seiner Augen verriet, dass er dem Bier inzwischen kräftig zugesprochen hatte.

»Ah, Johann, da bist du ja. Komm, setz dich zu mir und gönne dir auch mal einen Schluck.« Mit fröhlich-jovialem Lächeln winkte Ankermann seinen Diener zu sich heran. Auf dessen Gesicht löste sich die Spannung, und er atmete hörbar auf.

»Wirt, bring uns zwei frische Bier!«

Ankermann klopfte Johann auf die Schulter, als der sich setzte. Nachdem eine Magd zwei Krüge auf den Tisch gestellt hatte, griff er nach einem davon und hob ihn hoch. »Prost, Junge! Auf eine herrliche Zukunft in Brasilien!« Dann trank er mit herzhaften Schlucken nahezu den halben Krug leer.

»Weißt du, ich habe mir inzwischen überlegt, was für eine Aufgabe ich dort für dich hätte.« Er grinste seinen Diener breit an, der mit scheuem Blick den Bierkrug fixierte. »Du bist doch ein schlaueres Bürschlein. Als wir beide in Lissabon waren, hast du schon ganz passabel das Portugiesische erlernt. Schreiben und rechnen kannst du auch. Da wärest du doch ein guter Plantagenverwalter.«

Der Diener schaute seinen Herrn ungläubig an.

Doch dieser nickte ihm aufmunternd zu und leerte den Rest seines Biers. »Wirt, noch einen Krug!«

Auch der Diener trank einen Schluck, hatte seinen Krug aber noch nicht um die Hälfte geleert.

»Nun, was hältst du davon, Johann? Du verwaltest die Plantage und erwirtschaftest uns gutes Geld, und ich, ich kümmerge mich um die Freuden des Lebens.« Ankermann lachte laut auf und schlug mit der Hand auf den Tisch. »Ich werde mich ganz meiner wunderschönen Tereza widmen und ihr einen Haufen hübscher Kinder machen. Ach, es gibt dort ja auch noch bestimmt andere hübsche Frauenzimmer, mit schwarzbraunem seidigem Haar und samtweicher Haut.« Er grinste lüstern. »Für dich werden wir da bestimmt ebenfalls eine brave kleine Braut finden. Sollst ja nicht leben wie ein Hund!« Erneut lachte er auf und griff nach dem frischen Bierkrug. »Prost, Johann, auf deine zukünftige Braut!«

Ankermann trank, wischte sich den Schaum vom Mund und stieß geräuschvoll auf. »Dieses Gebräu bläht einen auf wie ein Segel vor dem Wind. In Brasilien haben die ja etwas viel Feineres. Einen Schnaps brennen die, davon könnten sich hier die Schnapsbrenner mal eine Scheibe abschneiden. Dort wächst nämlich Zuckerrohr, aus dessen Saft sie nicht nur Zucker gewinnen. Sie haben so viel davon, dass sie es einfach zu Schnaps brennen ... Wirt!«, wandte er sich unvermittelt hinüber zur Theke. »Bring uns einen Schnaps!«

Der Diener schaute zur Theke, und tatsächlich füllte der Wirt bereits eine klare Flüssigkeit aus seinem verkorkten Krug in zwei kleine Becher.

»Prost, Johann, auf die Frauen und das süße Leben!« Mit einem Zug leerte Ankermann seinen Becher, während sein Diener nur vorsichtig daran nippte.

»Ah, auch nicht schlecht. Zwar nicht so gut wie der Zuckerrohrschnaps, dafür putzt es einem aber den Rachen ordentlich sauber ... Weißt du was? Ich habe eine Idee.« Ankermann beugte sich quer über den Tisch zu Johann hinüber und senkte verschwörerisch seine Stimme. »Was hältst du davon, wenn wir auf der Plantage unseren eigenen Schnaps brennen?« Wieder lachte er

schallend auf und schlug mit der Hand auf den Tisch. »Darauf lass uns trinken! Wirt, noch einen Schnaps für mich und meinen Freund!«

Vom Turm schlug es bereits die zehnte Stunde, als Ankermann sich schwankend erhob. Er musste sich sogleich mit beiden Händen an der Tischkante festhalten, um nicht umzufallen.

»Los, Johann, hilf mir. Ich will raus und Wasser lassen.«

Schnell sprang der Diener seinem Herrn zur Seite und stützte ihn mit dem Arm. Dann wankten die beiden zur Tür hinaus in die mittsommerliche Abenddämmerung.

Kaum sog Ankermann die frische Luft ein, packte ihn ein großer Schwindel, und er erbrach sich nur wenige Schritte vom Gasthaus entfernt direkt auf die Stiefel seines Dieners. Der wich im Affekt zurück, sodass sein Herr in die Knie ging und nun selbst mit einer Hand im Erbrochenen steckte.

»Was bist du doch für ein nutzloser Kerl. Noch nicht einmal halten kannst du mich!«, röchelte Ankermann. »Los, zieh mich hoch, du Nichtsnutz, ich kann nicht mehr anhalten.«

Johann packte Ankermann unter den Achseln und schob ihn auf ein Gebüsch zu.

»Na los, halte mir den Mantel.«

Mit geübtem Griff hielt der Diener den Mantel zurück und blieb an Ankermanns Seite stehen, um ihn zu stützen. Der ergriff mit beiden Händen sein Gemächt und stieß laut auf. Dann begann er zu urinieren.

Auf einmal grinste er seinen Diener an. »Komm, halt deinen Stiefel her, ich piss ihn dir sauber.«

Als Johann nicht reagierte, drehte sich Ankermann mit einer plötzlichen Bewegung um und urinierte auf dessen Hose. Dabei kicherte er wie von Sinnen.

Erschrocken wich der Diener zurück und ließ Ankermann los. Der, seiner Stütze bar, knickte mit den Beinen ein und plumpste wie ein nasser Sack in die zuvor frisch von ihm selbst geschaffene Pfütze.

»Na warte, du Strolch, wenn ich dich erwische, dann ... dann ...«

»Was ist denn da los?«, ertönten auf einmal Stimmen vom Wirtshaus her. »Prügelt sich da etwa jemand? Da mischen wir doch mit!«

»Nein, alles ist gut, Leute. Mein Herr ist nur gestolpert.«

»Gestolpert, du Lügner«, lallte Ankermann, während Johann ihn mit festem Griff hoch auf die Beine zog, »gestoßen nenn ich das!«

Der Diener behielt die Männer bei der Schanktür im Blick, die ebenfalls kräftig wankend auf das Gebüsch zusteuerten. »Kommt, Herr, wir müssen hier weg, sonst droht uns noch eine Prügelei.«

»Prügelei? Das geschähe dir recht, du Schelm«, grunzte Ankermann und ließ sich von seinem Diener weiter durch das Gebüsch ziehen, sodass die Männer vor dem Wirtshaus sie aus den Augen verloren.

Als im Osten das erste zarte Rot-Violett am Himmel zu sehen war, türmten sich bereits im Westen graue Wolkenberge auf. Während der Nacht war über der Nordsee kräftiger Regen niedergegangen, sodass der Tidenhub zum Auslaufen der Angelina ausreichend war. Im frühen Dämmerlicht sammelten sich die Menschen am Kai und warteten auf das Zeichen des Maats, auf das Schiff gehen zu dürfen.

Den Dreispitz über der Allongeperücke tief ins Gesicht gezogen, die rechte Hand fest am Geländer, stieg Ankermann die Treppe hinab. Der Wirt warf ihm einen flüchtigen Blick zu und widmete sich dann wieder seiner Abrechnung. Ankermann hielt auf den Tresen zu, zog ein Säckchen mit Münzen unter dem Mantel hervor und ließ es auf den Tresen fallen. »Für die Mühe, das gute Essen und das Bier. Gott zum Gruß!«

Ohne den Wirt eines weiteren Blickes zu würdigen, wandte er sich zur Tür und hatte die Schwelle schon passiert, bevor der Wirt seine Frage herausbrachte.

»Wo ist denn Euer Diener, Herr?«

»Ach, sprecht mir nicht von dem. Der treulose Kerl hat sich noch in der Nacht davongemacht. Hatte Angst vor dem Schiff und der weiten Reise. Nun, sei's drum. Ein fauler Taugenichts war er.«

»Und wer trägt Euch Euer Gepäck, Herr? Soll ich einen Knecht rufen?«

»Tut nicht not, es ist schon an Bord. Gehabt Euch wohl, Wirt.«

Ohne sich noch einmal zu dem verdutzt dreinschauenden Mann umzudrehen, ging Ankermann mit festem Schritt zum Kai und bestieg nur kurze Zeit später die Angelina.

Kaum waren die Masten der Fleute am Horizont entschwunden, brach ein gewaltiger Regen los. Sieben Wochen lang hielt er das Land fest im Griff, durchtränkte die vertrockneten Marschen und Felder und verwandelte die Wege in Schlammgruben. Erneut standen die Bauern an den Wegesrändern, die durchnässten Hüte tief in die Gesichter gezogen, und starrten zum Horizont, in der Hoffnung, endlich wieder die Sonne zu sehen.

Als der Himmel schließlich aufriss und sich das Wasser langsam von den Wiesen und Wegen zurückzog, fanden Ende August 1697 drei alte Frauen beim Sammeln von Binsen einen männlichen Leichnam am Ufer eines Moortümpels unweit von Wedel. Er musste schon viele Wochen im Wasser gelegen haben, denn der Körper war aufgedunsen, wächsern und zum Teil verwest. Keiner kannte den Mann, auch vermisste man niemanden in der Gegend. Die Kleidung des Toten ließ darauf schließen, dass es sich um einen Knecht aus der weiteren Region handelte.

Der örtliche Bader begutachtete die Leiche und stellte fest, dass ihr Genick gebrochen war. So rief der Marktvorsteher von Wedel den Landdrost aus Pinneberg zur Inspektion der Leiche. Der traf am folgenden Tag ein und entschied nach einem kurzen Blick auf den Toten, dass man sicherlich nicht mehr herausfinden könne, ob er eines gewaltsamen Todes oder durch einen Unfall gestorben sei. Schließlich sei der Tümpel nicht weit entfernt vom Gasthaus, in dem öfter Reisende dem Genuss des Bieres weit über



den Durst hinaus frönten. Am besten sei es, den Toten auf dem Gottesacker bei Wedel beizusetzen.

Am kleinen Finger der linken Hand des Mannes hatte man einen kleinen goldenen Ring mit einer fremdländischen Inschrift gefunden. Den erhielt der Totengräber als Lohn für seine Mühe. Der Landdrost fuhr noch am selben Tag zurück nach Pinneberg, verfasste eine kurze Notiz für die Akten und vergaß die Angelegenheit.

### *Dresden im Dezember 1705*

**M**onseigneur! Ihr seid im Namen des Königs verhaftet!« Johann Reinhold Patkul schlug entsetzt die Augen auf. Neben seinem Bett stand ein groß gewachsener, schlanker Mann in der Uniform eines Obersts der sächsischen Armee, hielt in der rechten Hand eine Kerze und hatte mit der linken Patkuls Hand gefasst.

War es ein böser Traum? Es war mitten in der Nacht, und Patkul hatte sich doch gerade erst am Tag zuvor mit der schönen und wohlhabenden Witwe Sophie von Einsiedel verlobt. Der gute Wein kreiste noch in seinem Blut und trübte seine Sinne. Mit der freien Hand rieb er sich die Stirn und sah sich in der schwach erleuchteten Schlafkammer seiner Wohnung um, die in einem eleganten Haus in der Seegasse lag. Der Oberst war nicht allein gekommen. Vor der Tür erkannte Patkul einige Soldaten der Infanterie sowie seine Magd, die vor Kälte oder auch Angst zitternd mit nackten Füßen auf den kalten Dielen hin und her tappte.

Nein, es war kein Traum. Deutlich spürte er den festen Griff des Obersts. Aber wie konnte das sein? Er, Johann Reinhold Patkul, war Sondergesandter des Zaren von Russland am Dresdener Hof. Ein Diplomat, der unter diplomatischem Schutz stand und nur seinem Herrn persönlich Rechenschaft für sein Handeln schuldig war. Wie konnte man sich erdreisten – und vor allem: *wer* konnte sich erdreisten –, ihn verhaften zu wollen, und das noch mitten in der Nacht, in seinem eigenen Bett?

»Wohin führt Ihr mich?«

»Vor den versammelten Geheimen Conseil.«

Patkul atmete tief durch. Der Rat korrupter sächsischer Höflinge, die sich Minister nannten, aber weit davon entfernt waren, diese Titel mit Ehre zu erfüllen, bestellte ihn also ein. Der Geheime

Conseil vertrat den Kurfürsten in seiner immer häufigeren Abwesenheit, seit der die polnische Krone erworben und König von Polen geworden war. Seitdem nannten ihn auch hier in Dresden alle nur noch den König.

»So sei es denn. Lasst meinen Diener herein, damit er mir beim Ankleiden helfe.«

Mit ruhigen, aber kraftvollen Bewegungen setzte sich der Sondergesandte des Zaren in seinem Bett auf und schlug die weiche Daunendecke zurück. Sein herbeigeeilter Diener reichte ihm sogleich ein Paar Pantoffeln und einen gefütterten seidenen Morgenmantel.

»Das ist also die Belohnung für die guten Dienste, die ich dem König von Polen geleistet habe.« Schnaubend ließ sich Patkul in die Beinkleider helfen.

Der Oberst war einen Schritt zurückgetreten und schwieg mit gleichmütiger Contenance. Patkul streifte einen mit Pelz verbrämten Rock über und stieg in die hohen Schaftstiefel, die sein Diener ihm hielt. Dann folgte er dem Oberst die Treppe hinunter zur Haustür. Unten standen weitere Soldaten, insgesamt mochten es an die zwanzig sein. Sein Diener eilte ihm nach, einen schweren Pelzmantel sowie eine Mütze aus schwarzem Zobel in den Händen. Patkul ließ sich in den Mantel helfen und verließ dann das Haus.

Vor der Tür stand eine Sänfte, ein Soldat hielt ihm die Tür auf.

»Bitte, macht keine Umstände, Monseigneur, und steigt in diese Sänfte.«

Patkul warf dem Oberst einen verachtenden Blick zu, ließ sich dann aber auf die gepolsterten Kissen nieder. Wenige Augenblicke später hob sich die Sänfte, und Patkul hörte nur noch, wie der frische Schnee unter den Soldatenstiefeln knirschte.

Was konnte der Geheime Conseil von ihm wollen, dass man ihn auf so unerhörte Weise mitten in der Nacht einbestellte? Ob von Fürstenberg dahintersteckte? Natürlich, wer sonst! Seit Kurfürst August auch König von Polen geworden war und von Fürstenberg zum Statthalter in Dresden gemacht hatte, führte sich die-

ser selbtherrlicher als August persönlich auf. Womöglich wusste der König im fernen Warschau gar nicht, was hier in dieser frostigen Winternacht in Dresden geschah. Würde er sonst zulassen, dass man den Sondergesandten seines wichtigsten Verbündeten im Krieg gegen Schweden so unsäglich behandelte?

Patkul schob den Vorhang vor dem kleinen Fenster der Sänfte zurück und spähte hinaus auf die Straße. Er stutzte. Man brachte ihn gar nicht zum Geheimen Conseil, sondern die Sänfte steuerte direkt auf das Stadttor zu. Wütend klopfte er an die Scheibe. Als niemand reagierte, versuchte er die Tür der Sänfte zu öffnen, aber sie war verriegelt. Erst jenseits der Stadttore setzten die Träger ihn ab, und der Oberst öffnete die Tür.

»Das ist nicht der Weg zum Geheimen Conseil, Herr Oberst! Wollt Ihr mich gar arglistig täuschen?«, schnaubte Patkul dem Mann entgegen. »Wohin bringt Ihr mich wirklich?«

»Ich habe Order, hier auf weitere Befehle zu warten, Monseigneur«, erwiderte der Oberst in ruhigem Ton. »Bleibt einfach in der Sänfte sitzen, so frieren Euch nicht so leicht die Füße.«

»Pah«, stieß Patkul verächtlich hervor, zog sich aber, kaum hatte der eisige Wind sein Gesicht gestreift, in die Sänfte zurück.

Eine knappe Stunde später traf endlich eine Kutsche ein, und der Oberst nötigte Patkul höflich, in ihr Platz zu nehmen. Er selbst setzte sich neben ihn, zwei Soldaten nahmen auf der gegenüberliegenden Bank Platz. Vorsichtig zogen die Pferde auf dem frischen Schnee an, und die Kutsche bog auf die Poststraße in südlicher Richtung ein.

»Wohin bringt Ihr mich, Herr Oberst?«

»Ich bringe Euch auf den Sonnenstein, Monseigneur.«

Patkul starrte seinen Begleiter entsetzt an. Burg Sonnenstein war eine innerstädtische Festung in der nahen Stadt Pirna, vielleicht vier sächsische Meilen von Dresden entfernt. Sie diente seit langem schon dem Arrest höhergestellter Persönlichkeiten, denen ein gewöhnlicher Kerker ob ihres Standes und ihrer Ehre nicht zuzumuten war. »Es ist wider das Völkerrecht, den Minister und

Sondergesandten eines gekrönten Hauptes so zu behandeln!«, donnerte er los. »Wer wagt so Ungeheuerliches?«

Der Oberst wartete gleichmütig, bis Patkuls erster Ärger verflog.

Der Diplomat fing sich tatsächlich schnell wieder und fragte in nun deutlich verbindlicherem Ton nach weiteren Einzelheiten. »Sagt, Herr Oberst, weiß der König von diesem Vorgang?«

»Darüber kann ich Euch leider keine Auskunft geben, Monseigneur.«

»Geschieht dies hier nämlich auf Befehl des Königs«, setzte Patkul nach, »so ist das ein Zeichen, dass der König und der Zar sich überworfen haben. Sollte der König aber nichts von diesen Vorgängen wissen, wovon ich ausgehen möchte, dann habe ich wohl auch nichts zu befürchten.« Er atmete tief aus. »Was immer den Geheimen Conseil zu diesem ungeheuerlichen Schritt bewegt haben mag, so wird es sich klären lassen.«

Mit trotzig vorgerecktem Kinn blickte er aus dem Fenster in die tief verschneite Winterlandschaft, die der volle Mond in ein weißliches, schales und bedrückendes Licht tauchte.

### *Hamburg im März 1706*

*V*erehrter Prokurator Wrangel, geschätzter Kollege,  
lieber Freund,

nun ist schon bald ein Jahr vergangen, seit Ihr und Eure reizende Frau Gemahlin Halle und unsere Universität verlassen habt. Sehr vermissen wir die geselligen Abende mit Euch in angeregtem Gespräch wie auch die intensiven juristischen Erörterungen, die wir im kleinen Kreis unternommen haben.

Habt Ihr Euch in Hamburg wieder wohl etablieren können? Ich hoffe doch, dass Euch Euer Amt am Niedergericht Gelegenheit gibt, Euer außergewöhnliches juristisches Talent unter Beweis zu stellen.

*Wegen eben dieses Talentes vermissen ich Euch in diesen Tagen ganz besonders. Sicherlich habt Ihr auch in Hamburg von der unerhörten Inhaftierung des russischen Gesandten Johann Reinhold Patkul im vergangenen Dezember durch die sächsische Regierung vernommen. Schließlich spricht die ganze Welt davon, und die Empörung über diesen Bruch des Völkerrechts ebbt nicht ab. Bis heute sah man sich in Dresden nicht genötigt, einen triftigen Grund für die Verhaftung vorzuweisen. Zugleich aber ignorierte man den energischen Protest des zaristischen Kriegskommissars, ja sogar das Verlangen des Zaren selbst, seinen Gesandten freizugeben. Auch die Proteste aus London, Wien und Kopenhagen erreichten nichts.*

*Aus tiefster Seele bin ich davon überzeugt, lieber Freund, dass wir, die Vertreter der deutschen Jurisprudenz, endlich handeln müssen, um diese Schandscharte des völkerrechtlichen Bruchs in unserem Rechtsraum auszuwetzen. Darum habe ich einen Geheimen Juristischen Rat zur Verteidigung Johann R. Patkuls ins Leben gerufen. Ziel des Rates soll sein, dem zwar hoch talentierten, aber auch hitzköpfigen Gesandten (ich habe ihn persönlich während seiner Studienzeit hier in Halle kennengelernt) mit einer profunden Verteidigung nicht nur selbst, sondern auch der Sache des Völkerrechts beizustehen. Als Diplomat und Ehrenmann ist Patkul in der Vergangenheit oft genug als mutiger Kämpfer für die Freiheit eingetreten, sodass es einem jeden Gelehrten zur Ehre gereicht, ihm zu helfen.*

*In der letzten Märzwoche werden wir uns an der Albertina, der Königsberger Universität, treffen und das Vorhaben umsetzen. Ich bin davon überzeugt, dass für ein Gelingen dieser Verteidigung Eure Kenntnisse und Fähigkeiten von entscheidender Bedeutung sind. Darum bitte ich Euch, an diesem Unterfangen mit Eurem scharfen Verstand und Eurer unbestechlichen Liebe zum Recht mitzuwirken und in der letzten Märzwoche zu uns nach Königsberg zu stoßen.*

*Auf Eure Hilfe vertrauend, lege ich Euch zur Vorbereitung die Kopie einer außergewöhnlichen Anklageschrift gegen die sächsische Regierung zu diesem Fall bei, die vergangene Woche in Dresden unter dem Pseudonym Sincerus Treumann auftauchte.*

*In der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen und mit den herzlichsten Grüßen,  
Euer Freund,  
Christian Thomasius*

Hinrich Wrangel legte den Brief zur Seite und schaute durch das Fenster seines Arbeitszimmers hinaus auf die Kleine Johannisstraße, auf der zu dieser späten Stunde am Vormittag bereits reges Treiben herrschte. Der Brief seines alten Doktorvaters Thomasius erregte ihn mehr, als er sich einzugestehen wagte. Tatsächlich war schon nahezu ein Jahr vergangen, seit er mit Ruth zurück nach Hamburg gekommen und in das Haus eingezogen war, das sein verstorbener Schwiegervater Moses Abelson bewohnt hatte. Als Bürger der Stadt hatte Wrangel es kaufen können. Nun war der Schreibtisch des alten Bankiers sein Arbeitsplatz geworden, an dem er Berge von Akten aus dem Hamburger Niedergericht studierte und Verteidigungsschriften verfasste.

Als Prokurator am Niedergericht oblag es ihm, die dort Beklagten zu vertreten, denn vor Gericht durften diese nicht selbst das Wort erheben. Es war eine gute Arbeit, häufig jedenfalls. Schon oft hatte er im vergangenen Jahr seinen Mandanten zu ihrem Recht verhelfen können. Er verdiente gutes Geld damit und genoss hohes Ansehen bei den anderen Mitgliedern des Niedergerichts, zumal er der einzige Doktor der Jurisprudenz unter ihnen war. Aber horchte er ehrlich in sich hinein, spürte er, wie sehr er die große Herausforderung zu wahrer juristischer Meisterleistung vermisste.

An der Universität zu Halle hatte er am Lehrstuhl von Thomasius über die Beweiskraft von Indizien für die Urteilsfindung promoviert. Es war ihm eine Herzensangelegenheit gewesen, um künftig gewappnet zu sein für Fälle, die nur auf Geständnissen der Angeklagten fußten, welche noch immer allzu oft erst unter der Folter herausgepresst wurden. Seine Dissertation hatte für Furore gesorgt, und in Hamburg war man stolz, als er sich entschied, wieder sein Amt als Prokurator aufzunehmen. Doch seitdem waren

die meisten seiner Fälle kaufmännische Streitigkeiten, die keineswegs eine juristische Meisterleistung, sondern einfach nur solides Handwerk verlangten.

Der Fall aber, den Thomasius ihm anbot, war eine echte, eine große Herausforderung. Natürlich hatte er von der Verhaftung Patkuls gehört. Überall sprach man davon. Patkul war ein bekannter Mann. Er galt als Schmied der russisch-polnisch-sächsischen Allianz im Krieg gegen Schweden, und ihm eilte der Ruf eines unbestechlichen, aufrichtigen und freiheitsliebenden Pietisten voraus. Thomasius hatte recht: Es war ein Bruch des Völkerrechts. Die europäischen Höfe zogen bereits ihre Gesandten aus Dresden ab, konnten sie doch nicht mehr sicher sein, dass nicht auch die einfach ohne Anklage gefangen genommen wurden. Zugleich spottete man über das sächsische Rechtsverständnis und entehrte damit sämtliche hervorragenden Juristen, die aus den Universitäten des Landes hervorgegangen waren.

Hinrich Wrangel spürte, wie eine Welle der Aufregung durch seinen Körper ging. Ja, es war eine Ehre, dass Thomasius ihn dabei haben wollte, die deutsche Jurisprudenz gegen die Willkür absolutistischer Machtphantasien zu verteidigen. Endlich bekäme er die Gelegenheit, mit hochkarätigen Kollegen zusammen zu arbeiten, breit angelegte Verteidigungsstrategien zu entwickeln und weit mehr als nur einem Gefangenen zu helfen, nämlich dem Recht selbst. Um seine innere Erregtheit zu bändigen, stand er auf und schritt in dem kleinen Kabinett auf und ab. Schließlich versprach dieses Unternehmen auch noch eine interessante Reise nach Königsberg. Wrangel kannte die Stadt noch nicht, von deren Universität er aber viel Gutes gehört hatte. Nun würde er dort sogar vor Ort arbeiten können. Es wäre eine herrliche Abwechslung von dem täglichen Einerlei des Niedergerichts.

Es klopfte leise an der Tür, und eine junge Magd betrat das Kabinett. »Die gnädige Frau lässt Euch ausrichten, dass das Mittagessen in einer halben Stunde serviert wird.«

Das hatte Wrangel bei all der Freude ganz verdrängt: Was wür-

de Ruth zu diesem Unternehmen sagen? Was würde sie davon halten, wenn er sie für einige Wochen allein in Hamburg ließ, um in Königsberg dieser Aufgabe nachzugehen? Sie mitzunehmen wäre natürlich ausgeschlossen. Schließlich ging es um ein geheimes Treffen und nicht um eine Vergnügungsreise.

Der Anflug eines schlechten Gewissens legte sich auf Wrangels Gemüt. Er liebte Ruth über alles auf der Welt, und er tat, was er konnte, um ihr Leben so schön und angenehm wie möglich zu gestalten. Schließlich wohnte er auch deshalb mit ihr in ihrem alten Elternhaus. Sie hatten es kurz nach ihrer Hochzeit im Herbst 1702 erworben und seitdem kaum Veränderungen daran vorgenommen. So lebte Wrangel in den Möbeln und mit den Büchern und Erinnerungen der Familie Abelson. Grundsätzlich störte ihn das nicht, aber manchmal lastete die Allgegenwart von Ruths früherem Dasein schon auf ihm.

Tatsächlich war es ein früheres Leben, denn Ruth war seinetwegen zum Christentum konvertiert. Die Familie Abelson waren sephardische Juden, die keinerlei Rechte in Hamburg hatten. Nur das Geld nahm der Rat der Stadt immer gern von den Juden. »Schutzgeld« nannte man es. Aber es schützte wenig. Ruths Vater, ein mit allen großen europäischen Börsen vertrauter Bankier und ein Mann von untadeligem Ruf, war eines Nachts erschlagen vor den Wällen der Stadt aufgefunden worden. Er hatte Wrangel bei seinen Ermittlungen in einem verworrenen Mordfall geholfen. Der Prätor des Niedergerichts hatte sich anschließend geweigert, in dem gewaltsamen Tod Abelsons ein Verbrechen zu sehen.

Diese Vorfälle hatten dazu beigetragen, dass Hinrich Wrangel um Ruths Hand angehalten hatte und kurz nach ihrer Hochzeit mit ihr nach Halle gegangen war, zurück an die Universität. Seit jener Nacht, als ihr Vater gestorben war, hatte er Ruth nicht mehr allein gelassen. Aber jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo er auch einmal wieder an seine Interessen, ja, auch seine Pflichten als Advocatus denken musste.

Ruth wartete bereits im Speisezimmer, als ihr Mann eintrat. Auf den ersten Blick bemerkte sie seine innere Erregung. So hatte sie seine Augen schon lange nicht mehr leuchten sehen. Sie funkelten tiefblau und bildeten einen harmonischen Kontrast zu seinen schön geschwungenen Lippen. Das wellige dunkle Haar reichte ihm fast bis auf die Schultern. Ruth liebte es, wenn er es offen trug.

Sie lächelte ihm zu und unterdrückte den Reflex, nach seiner Hand zu greifen, um seiner Unruhe ein Ventil zu geben. Diese Zurückhaltung hatte sie sich mit der Zeit angewöhnt, nachdem sie mehrfach von Freundinnen darauf angesprochen worden war, ihren Gefühlen Hinrich gegenüber nicht so offensichtlich freien Lauf zu lassen.

In der ersten Zeit ihrer Liebe hatte sie kaum von ihrem Mann lassen können. Immer musste sie ihn spüren, ihn zumindest in ihrer Nähe wissen. Inzwischen aber waren sie bald vier Jahre verheiratet, also kein junges Paar mehr. Trotzdem fiel es Ruth nicht leicht, sich in das Leben einer bürgerlichen, vor allem einer christlichen Ehefrau zu fügen. Der Schritt in die Ehe hatte ihr schon als junges Mädchen große Sorge bereitet, da sie um all die Freiheiten fürchtete, die ihr Vater ihr stets jenseits aller gesellschaftlichen Gepflogenheiten gewährt hatte. Aber auch Hinrich tat zum Glück, was er konnte, um ihrer Neugierde und ihrem Drang, die Welt zu erkunden, den Weg zu ebnen. Ihrem jüdischen Glauben zu entsagen war ein hoher Preis gewesen, mit dem sie nicht nur mit ihrer tiefen inneren Überzeugung, sondern auch mit der Geschichte und den Traditionen ihrer Familie gebrochen hatte. Aber Hinrich war die Liebe ihres Lebens. Daran hatte sie nicht den geringsten Zweifel. Und ein Leben ohne ihn wäre keines, egal in welchem Glauben.

»Schön, dass du kommst, Hinrich. Das Essen ist angerichtet. Hattest du einen erfolgreichen Vormittag?«

»Danke, meine Liebe. Ja, ich habe aufregende Nachrichten von unserem Freund Professor Thomasius.«

»Wie schön. Was hat er Gutes aus Halle zu berichten?«

»Aus Halle hat er kaum berichtet, dafür aber von den neuesten Entwicklungen in dem Fall um Johann Reinhold Patkul.«

»Patkul, der russische Gesandte, der in Dresden widerrechtlich gefangen genommen wurde?«

»Genau. Natürlich kann Thomasius diese Beschmutzung des Völkerrechts nicht ertragen, darum hat er beschlossen, eine profunde Verteidigung auszuarbeiten.«

»Thomasius will Patkul verteidigen? Geht das denn? Halle gehört doch nicht zu Sachsen. Außerdem ist Thomasius, so wie ich es von dir gelernt habe, doch gar nicht praktisch bei Gericht tätig, sondern widmet sich ganz der Lehre und der Wissenschaft, also vielmehr der Theorie der Jurisprudenz.«

»Ganz richtig, Ruth. Darum sucht er auch noch einen Praktiker, der sich einem von ihm gegründeten geheimen Rat anschließen soll.« Hinrich Wrangel lächelte seine Frau vielsagend an.

Sie zog eine Braue hoch und lächelte zurück. »Einem geheimen Rat?«

»Ja, Ruth. Thomasius hat einen geheimen Rat zur Verteidigung Patkuls gegründet, und er hat mich gefragt, ob ich darin mitarbeite. Ist das nicht wunderbar?«

»Ja. Es ist eine Ehre und bestimmt auch eine große juristische Herausforderung.« Ruth griff nach der Serviette und tupfte sich die Lippen ab. »Doch wie wird dieser geheime Rat arbeiten, und vor allem: wo?«

»Nun«, entgegnete Wrangel verlegen, »um genau das festzusetzen, treffen wir uns in der letzten Märzwoche in Königsberg an der Albertina.«

»In Königsberg? Aber das ist ja in zwei Wochen, Hinrich!« Ruth legte das Besteck beiseite. »Da müssen wir ja schon in wenigen Tagen abreisen, um rechtzeitig einzutreffen.«

Wrangel legte ebenfalls das Besteck zur Seite und trank betont langsam einen Schluck Wein. »Du wirst leider nicht mitkommen können, Ruth. Es handelt sich schließlich um eine geheime Zusam-

menkunft, und die Reise ist nicht gefahrlos. Schweden befindet sich im Krieg gegen Polen und Russland. Königsberg ist sozusagen von verfeindeten Staaten umgeben. Selbst die Reise auf See birgt Risiken. Die schwedische Flotte bewacht die Küste, und schon so manches Schiff wurde versehentlich unter Beschuss genommen. Ich kann dich einer solchen Gefahr nicht aussetzen, meine Liebe. Der Gedanke, dir könnte etwas zustoßen, ist für mich unerträglich.«

»Aber glaubst du denn, für mich ist es anders? Wie kann ich es zulassen, dass du dich so einer Gefahr aussetzt? Wie sollte ich leben ohne dich?« Ruth zupfte an ihrer Serviette herum, um ihre Erregung unter Kontrolle zu bringen. Insgeheim wusste sie seit langem, dass Hinrich nicht immer in ihrer Nähe sein konnte. Doch das änderte nichts daran, dass schon die Vorstellung einer vorübergehenden Trennung von ihm ihr wahrhaftigen körperlichen Schmerz zufügte. Ihre Brust krampfte sich zusammen, und das Atmen fiel ihr plötzlich schwer.

»Aber Ruth, ich bin ein Mann. Das ist etwas anderes. Mein ganzes Leben lang bin ich schon allein gereist, am liebsten sogar zu Fuß unterwegs gewesen, wie du nur zu gut weißt. Ich werde bestimmt auf mich aufpassen, das verspreche ich dir. Auch werde ich gar nicht lange fort sein. Spätestens nach vier Wochen bin ich wieder zurück.«

»Dann wirst du an Pessach nicht hier sein und auch nicht eine Woche später zu Ostern. Ich werde allein diese großen Feste überstehen müssen.«

»Nein, bestimmt nicht. Ich spreche mit Matthias Claussen. Du wirst Ostern bestimmt mit der Familie Claussen feiern können. Schließlich bist du doch auch mit seiner Frau Hanne befreundet. Die Zeit wird schneller verfliegen, als du glaubst.«

Ruth senkte zunächst den Blick, doch dann lächelte sie ihrem Mann zu. »Weißt du noch, wie wir beide in Halle unsere Studien verfolgt haben? Jeden Tag sind wir gemeinsam zur Universität gegangen, haben Vorlesungen besucht und Stunden in der Bibliothek verbracht.«

»Ja, es war eine sehr schöne Zeit, Ruth. Wie stolz war ich auf dich, ja, bin es immer noch, dass du mit größter Selbstverständlichkeit sämtliche Vorlesungen an der medizinischen Fakultät besucht hast. Kein Wort hast du dir entgehen lassen, alles Wissen in dich aufgesogen. Inzwischen magst du mehr Kenntnisse von der Medizin haben als so mancher Arzt.« Er lächelte ebenfalls und ergriff Ruths Hand.

»Wir haben viele schöne Dinge zusammen erlebt, Hinrich. Wir haben gemeinsam studiert, gemeinsam mit Freunden und Kommilitonen diskutiert.«

»Und ohne deine intensive Hilfe hätte ich niemals so schnell meine Dissertation schreiben können, meine Liebe. Du warst eine wunderbare kritische und intensive Leserin. Darum weißt du auch, wie wichtig mir die Mitarbeit in diesem geheimen Rat ist.«

»Natürlich, Hinrich. Ich verstehe dich sehr gut. Aber lass mich nicht allein zurück. Nimm mich mit nach Königsberg.« Ruth drückte seine Hand mit jeder Silbe.

Wrangel aber wandte den Blick ab und schaute zum Fenster hinaus. Der Himmel war verhangen. Obwohl die Sonne im Zenit stehen musste, blieb die Straße in ein milchiges schwaches Licht getaucht. »Ruth, wir leben nicht mehr in Halle. Die Zeit des Studiums ist vorbei. Du bist die Ehefrau eines Prokurators am Hamburger Niedergericht. Dank dem Erbe deines Vaters gehören wir zu den wohlhabendsten Familien der Stadt. Du hast jetzt gesellschaftliche Verpflichtungen, denen du nachkommen musst. So wie ich auch.«

»Hinrich, wir sind jung, es geht uns gut, lass uns unser Leben so leben, wie wir es für richtig halten. Wir haben es geschafft, dass ich in Halle Vorlesungen besuchen konnte, ja, dass ich sogar an Diskussionszirkeln teilnehmen konnte, obwohl Frauen das Studium verboten ist. Warum sollten wir uns jetzt den Zwängen der Hamburger Bürger beugen, uns von ihnen gesellschaftliche Verpflichtungen als Familie auferlegen lassen?«

Hinrich Wrangel ließ ihre Hand los. »Du hast Verpflichtungen,

Ruth. Denn tatsächlich sind wir noch gar keine Familie, da uns dafür etwas Entscheidendes fehlt ...« Er hielt einen Augenblick inne, dann griff er wieder nach seinem Besteck, schnitt sich ärgerlich ein Stück des Bratens ab, der auf seinem Teller lag, und begann schweigend zu essen.

Ruth schluckte. Seit Monaten schon drängte Hinrich sie, dass sie sich endlich dem Nachwuchs widmeten. Aber Ruth wollte keine Kinder. Noch nicht. Sie fühlte sich einfach noch nicht bereit für diesen nächsten großen Schritt. Kinder würden ihr unweigerlich neue Zwänge aufbürden. Als Mutter wäre sie noch stärker an das häusliche Leben gebunden, und die christliche Erziehung der Kinder wäre zentral. Ja, mit Kindern stiegen die Wrangels endgültig auf zum Hamburger Patriziat mit all den Verpflichtungen, die dazu gehörten. Dann säße sie im vorderen Kirchengestühl von Sankt Petri und müsste den Frauen der Gemeinde ein Vorbild sein.

»Hinrich, du weißt, wie sehr ich dich liebe, und du weißt, dass ich auch Kinder mit dir haben möchte. Doch bitte: Alles braucht seine Zeit.«

»Aber Ruth, ich gebe dir doch Zeit. Vier Jahre sind wir schon verheiratet. Wie viele Jahre brauchst du denn noch? Die Leute fragen sich allmählich, woran es liegt, dass wir keine Kinder haben.«

»Was interessiert uns das Gerede der Leute, Hinrich?«

»Ich frage mich ebenfalls langsam, warum wir keine Kinder bekommen.«

Ruth legte die Serviette auf den Tisch und erhob sich. »Entschuldige mich bitte.« Dann wandte sie sich um und verließ wortlos das Speisezimmer.

Wrangel schüttelte resigniert den Kopf. Auch er mochte dieses Thema nicht, gleichzeitig wünschte er sich sehnlich Kinder von der Frau, die er so liebte. Konnte sie das nicht verstehen? Kinder zu bekommen war das Normalste von der Welt. Manchmal fragte er sich, ob die intensiven medizinischen Studien bei ihr Ängste hervorgerufen hatten. Sicherlich, eine Kindsgeburt war ein Risiko. Aber sie waren wohlhabend. Sie konnten sich die besten Ärzte

und Hebammen, die beste Betreuung leisten. Und Ruth war jung, gerade einmal zweiundzwanzig Jahre alt. Je älter sie wurde, desto schwieriger würde die erste Geburt werden.

Aber er konnte mit ihr nicht vernünftig darüber reden. Sie fühlte sich gleich unverstanden und gedrängt. Zwar gestand er es sich nur ungern ein, doch Ruth war eben die verwöhnte Tochter eines reichen Bankiers, der ihr achtzehn Jahre lang jeden Wunsch von den Augen abgelesen hatte. Selbst als liebender und geliebter Ehemann war es nicht leicht, damit umzugehen, obwohl er alles für seine Frau tat. Sie lebten im Haus ihres Vaters, in seinen Möbeln, mit seinen Büchern, von seinem Geld. Sogar die Bediensteten waren seine Bediensteten gewesen. Von Wrangel selbst, von seinem Leben war kaum etwas in diesem Haus zu finden. Höchstens seine Bücher, für die er ein neues Regal im Kabinett hatte bauen lassen.

Vielleicht lag genau hierin der Grund für seinen Kinderwunsch. Er wollte endlich etwas Eigenes. Eigene Kinder. Seine eigene Familie. Doch wenn er dies schon nicht bekam – schließlich konnte er Ruth ja nicht zwingen –, so wollte er wenigstens Erfüllung in seiner juristischen Arbeit finden. Das aber war am Niedergericht nicht leicht. Zu viel war Alltagsgeschäft, zu wenig wirklich eine juristische Herausforderung. Nun bot ihm Thomasius diese Gelegenheit. Er würde sie sich nicht entgehen lassen.

Leise öffnete sich die Tür, und Ruth trat wieder ein. Sie lächelte ihn tapfer an und setzte sich wieder an ihren Platz. »Hinrich, ich weiß nicht, wie ich es dir erklären soll. Ich spüre einfach eine unbestimmte Angst.«

»Ruth, ich verstehe dich ja.« Wrangel ergriff erneut nach ihrer Hand. Sie erschien ihm so klein und zart, zu zart für diese Welt. Er musste sie beschützen. »Eine Geburt ist ein Risiko. Aber du bist jung und gesund, und wir haben die Mittel für jegliche Hilfe, die du benötigst ...«

»Das ist es nicht, Hinrich. Ich habe Angst um dich. Ich habe Angst, dich zu verlieren.«

»Du verlierst mich doch nicht, meine Liebste. Ich bin doch bei dir, ich liebe dich, ich ...«

»Dann nimm mich mit!«

Wrangel ließ die Schultern hängen und seufzte.

Ruth fixierte ihn mit festem, innigen Blick. Sie schämte sich regelrecht ihrer Gefühle. Auf einmal, als sie sich ihren Mann auf Reisen vorstellte, hatte sie eben eine Angst überfallen, wie sie sie noch nie zuvor gespürt hatte. Dabei war sie wirklich kein ängstlicher Mensch. Von früher Kindheit an war sie das Reisen gewöhnt. Und nicht jede Reise verlief ohne Komplikationen. Auch war ihre Familie Abelson leidgeprüft. Alle ihre Brüder waren gestorben, bevor sie sie richtig kennenlernen konnte. Sie war das jüngste von fünf Kindern gewesen. Gerade einmal vierzehn Jahre war sie, als sie ihre Mutter durch eine schwere Krankheit verlor, und als sie achtzehn war, erschlug man ihren Vater wie einen Hund.

Alle diese Schicksalsschläge hatte sie ertragen, keiner hatte ihren Lebensmut, ihre Lebensfreude trüben können. Aber das Gefühl, das sie jetzt im Griff hielt, kannte sie noch nicht. War es aus der Liebe geboren, die sie für Hinrich empfand? War es eine Vorahnung?

»Hör zu, Ruth. Morgen treffe ich mich mit Matthias. Ich werde die Sache mit ihm besprechen und seinen Rat einholen.«

»Wozu brauchst du den Rat eines Pastors in dieser Frage?«

»Matthias Claussen ist zwar auch Pastor, aber vor allem mein Freund, wie du weißt. Und als Freund werde ich ihn um Rat bitten. Und nun lass uns nicht weiter davon sprechen.«



*Burg Sonnenstein,  
Sachsen, im März 1706*

Johann Reinhold Patkul durchmaß den Raum mit großen Schritten. Fünfzehn Schritte waren es in der Länge, zehn in der Breite, das Turmrund in der Ecke nicht mitgezählt. Seit bald drei Monaten war dies sein täglicher Spaziergang, wenn das Wetter es nicht zuließ, dass er im Innenhof der Burg ein paar Runden drehte. Ungeduld und Langeweile nagten an dem stattlichen Mann von fünf- und vierzig Jahren, dessen Haar noch voll und dunkel und dessen Schultern stark und aufrecht waren. Obwohl er auf der Burg Sonnenstein in Arrest gehalten wurde – freilich ohne dass ihm bisher eine vernünftige und stichhaltige Anklage gemacht worden war –, hatte er doch in den letzten zehn Wochen so manchen Stein in Europa zum Rollen gebracht. Dem Dresdener Geheimen Conseil hatte das nicht gefallen. Schande senkte sich auf die Hauptstadt Sachsens, der mehr und mehr Gesandte der europäischen Höfe den Rücken kehrten.

Nicht einen Tag hatte Patkul untätig auf der Burg Sonnenstein verbracht. Gleich am Morgen nach seiner Arretierung hatte er den Kommandanten Corbey, einen gutmütigen und umgänglichen Mann, darum gebeten, ein gewisses Minimum an Komfort aus seinem Dresdener Domizil hierher zu schaffen. Am Neujahrmorgen war dann sein Diener Heinrich mit zwei Schrankkoffern an nötigster Wäsche, Literatur und Schreibzeug eingetroffen sowie mit einem Fass kräftigen Burgunders, auf den Patkul nur ungerne verzichtete. Vor allem hatte er Bargeld mitgebracht, welches das Leben auf Sonnenstein erheblich erleichterte. Zwar waren die Speisen nicht schlecht, die der Kommandant ihm servieren ließ, aber an Raffinesse fehlte es ihnen in jeder Hinsicht. Heinrich hatte auf dem Pirnaer Markt schnell ein paar Händler ausfindig gemacht, die in der Lage waren, Patkuls verwöhnten Gaumen mit verschiedenen Köstlichkeiten zu erfreuen, wie gebratenen Rebhühnern, sauer eingelegtem Schweinefleisch, Wachteln, Tauben-

eiern sowie vorzüglichen Zitrusfrüchten, die aus dem Süden Italiens geliefert wurden.

Zu Epiphania lud Patkul dann den Kommandanten Corbey zum Essen ein und ließ nur vom Feinsten auftragen. Heinrich hatte es tatsächlich geschafft, Austern und einen köstlichen Wildschweinbraten aufzutreiben, frische Datteln aus dem Morgenland, dazu Champagner und natürlich den guten Burgunder. Corbey war geschmeichelt, und schon in der darauffolgenden Woche durfte Patkul täglich seinen guten Freund Heinrich von Hoym empfangen, der ihm nicht nur frische Presseerzeugnisse mitbrachte, sondern auch persönliche Briefe für den Gefangenen besorgte.

Kaum war diese Infrastruktur geschaffen, machte sich Patkul daran, empörte Briefe an den russischen Kriegsminister Golicyn, den Grafen Menschikow, seines Zeichens russischer Staatsminister und enger Vertrauter des Zaren, sowie an Zar Peter persönlich zu schreiben. Aber die Antworten ließen auf sich warten. Und zwar ärgerlicherweise nicht nur die. Auch die versprochenen Wechsel für die Subsidien an den König von Polen, die Patkul seit Beginn des russischen Bündnisses mit Polen-Sachsen im Namen des Zaren an König August II. auszahlte, blieben aus. Inzwischen hatte sich der Betrag trotzdem auf die schwindelerregende Summe von 760 000 Reichstalern summiert. Patkul hatte sich deshalb schon öfter an Kriegsminister Golicyn gewandt, um den Geldfluss auf den Weg zu bringen, aber bisher war nichts geschehen. Zumindest hatte er noch keinerlei entsprechende Nachrichten hierher in sein Gefängnis erhalten. Aber so wie es derzeit um ihn stand, war er auch alles andere als willens, den gierigen König August weiter mit dem Geld des Zaren zu füttern, das er dann nicht für seine braven Soldaten, sondern für Luxus und Tand seiner Matressen ausgab.

Oder hatten inzwischen vielleicht sogar Patkuls Beschwerden über die sächsischen Zustände beim russischen Außenminister Golowin Früchte getragen, und der Zar weigerte sich nun, an sei-

nen verschwenderischen Verbündeten zu zahlen? Moralisch wäre so ein Schachzug sicherlich verständlich, doch Patkul könnte er finanziell ruinieren. Schließlich hatte er aus seiner eigenen Privatschatulle dem König viel Geld vorgestreckt, welches er mit den ausstehenden Subsidien zu verrechnen gedachte. Außerdem steckte König August zusätzlich privat bei ihm tief in der Kreide. Jetzt aber, da Patkul sein Gefangener war, musste August seine Schulden zumindest einstweilen nicht zurückzahlen.

Er hielt inne. Das fehlende Geld könnte tatsächlich ein starkes Motiv sein, ihn hier gefangen zu halten, denn ohne Geld wäre König August nicht mehr lange in der Lage, an Russlands Seite den Krieg gegen Schweden fortzuführen. Wenn er nun keine Einkünfte mehr aus Russland bekam, blieb ihm nur noch ein Friedensschluss mit dem Schwedenkönig, wollte er sich nicht selbst zugrunde richten. Und was für ein schöneres Gefälligkeitsgeschenk könnte König August König Karl XII. wohl überreichen als den dem Schwedenkönig zutiefst verhassten Johann Reinhold Patkul? Schließlich war Patkul, der aus Livland stammte, ein schwedischer Untertan, der seinem König die Stirn geboten hatte, um sein Recht als livländischer Adliger einzufordern und seine Landgüter als Eigentum zu behalten – mitsamt den auf ihnen arbeitenden Bauern als Leibeigene.

Er schauderte. War es möglich, dass sich König August zu so einer Hinterhältigkeit herabließ und ihn hier als Pfand gefangen hielt? Nein, so schlecht konnte es noch nicht um Polen-Sachsen stehen, durfte es einfach nicht! Auf jeden Fall musste endlich der Zar eingreifen und Patkul befreien!

Wie viele Meilen war er nun wohl schon durch dieses Zimmer gelaufen, fünfzehn Schritte in die eine, fünfzehn in die andere Richtung? Geduld gehörte nicht zu Patkuls Stärken. So hatte er sich auch, kaum waren die Briefe nach Russland heraus, an eine scharfe Anklageschrift wider die sächsische Regierung gemacht, die ihre Befugnisse in seinen Augen maßlos überdehnt hatte. Sein Freund Hoym schaffte es, das Manuskript der Anklageschrift, die

Patkul mit dem Pseudonym Sincerus Treumann versehen hatte, bei einem kleinen Verleger in Hamburg zu veröffentlichen. Das Echo war enorm, und die Zeitungen quollen über von Artikeln, die die Causa Patkul aufs schärfste verurteilten. Aber leider reichte die Wirkung nicht weit genug. Auf Druck seiner Minister ließ König August die Anklageschrift in Dresden öffentlich vom Henker verbrennen, um so seine Abscheu gegen ihren Inhalt und den Verfasser zum Ausdruck zu bringen. Patkul hatte es mit trotziger Wut zur Kenntnis genommen und mehr als reichlich von seinem geliebten Burgunder getrunken, um sein aufgewühltes Gemüt zu beruhigen.

Seit diesem Ereignis hatte leider auch die Großzügigkeit des Kommandanten Corbey abgenommen, behaupteten doch böse Zungen, der gute Mann sei zu nachsichtig mit seinem Gefangenen, wenn solche Schriften die Öffentlichkeit erreichten. Es hatte Patkul eine Stange Geld sowie zwei Kisten besten Reimser Champagners gekostet, um Corbeys Gemüt zu besänftigen und seinem Freund von Hoym wieder Zutritt zu gewähren. Allerdings hatte er nun seine Besuche kürzer zu halten und kein Zeugnis seiner Informationsdienste zurückzulassen. Eingehende Briefe verbrannte Patkul umgehend, nachdem er sie gelesen hatte, und die Zeitung überflog er in Windeseile, derweil von Hoym bei ihm eine freundschaftliche Mahlzeit einnahm.

Aus der Stadt schlug die Glocke der Turmuhr die zwölfte Stunde. Es war Zeit, seinen unruhigen Gang zu beenden, denn für gewöhnlich teilte Hoym das Mittagessen mit ihm. Tatsächlich klopfte es bereits wenig später an der Tür, der Schlüssel drehte sich im Schloss und die Wache ließ den groß gewachsenen, drahtigen Mann im schlichten, aber edlen dunklen Rock eintreten.

»Hoym, mein Freund, wie gut, Euch zu sehen! Seid begrüßt!« Patkul ging mit ausgestreckten Armen auf seinen Gast zu.

Der lächelte ihn freundlich an und erwiderte die Umarmung.

Kaum war die Tür wieder fest verschlossen und die beiden Männer unter sich, raunte Patkul ihm zu: »Was bringt Ihr für

Neuigkeiten? Gibt es Hoffnung auf eine baldige Wende meines Schicksals?»

Hoym lächelte ihn tröstend an. »Leider nicht. Zwar flaut die öffentliche Empörung über Euer Schicksal nicht ab, aber Folgen zeitigt die allgemeine Entrüstung noch keine.«

Patkul ließ müde die Arme sinken und stöhnte leise. »Wie lange braucht es denn noch, dass der Zar sein Recht einfordert und sich seinen Diener überstellen lässt?«

»Er fordert schon, wie man hört.«

»Ach ja?«

»Ja, nur weicht König August immer wieder geschickt aus. Er behauptet, er käme der Bitte seines gekrönten Freundes gern nach, aber die kriegerische Situation in Polen mache eine Überstellung von Euch nach Russland praktisch unmöglich, wolle man doch auf keinen Fall riskieren, dass Ihr in die Hände Eurer größten Feinde, der Schweden, fallt.«

»Ach, alles Ausreden. Freilassen soll er mich, haben er und seine verkommenen Minister doch nichts gegen mich in der Hand!«

Hoym schwieg, und Patkul konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass der Freund ihm nicht alles sagte. Aber er kannte ihn gut genug, um zu wissen, dass Drängen in diesem Fall nicht helfen würde.

Da zog der Besucher aus seiner Brusttasche ein kleines Kuvert und reichte es ihm. »Das traf heute früh aus Halle ein.«

Patkul nahm neugierig den Umschlag und las seinen Namen, der in ausladender Handschrift quer über die Vorderseite geschrieben war. Diese Schrift kannte er gut. Sie stammte von Christian Thomasius. Erfreut öffnete er den Brief und überflog eilig die Zeilen. Mit jedem Wort erhellten sich seine Züge.

»Das ist gut, sehr gut«, murmelte er. »Ein ganz unerwarteter Druck wird so entstehen, wunderbar.«

»Nun ist es an Euch, mir die Neuigkeiten zu berichten, lieber Freund, die Euer Gesicht so strahlen lassen.«

»Ihr habt sicherlich von Professor Thomasius, dem Rechtsgelehrten aus Halle, gehört«, antwortete Patkul sogleich. »Ich kenne ihn noch aus meiner Studienzeit, wo ich einige Vorlesungen bei ihm gehört habe. Auch später führten wir über Jahre eine rege Korrespondenz zu juristischen Themen. Thomasius hat sich seinerzeit sehr mit meinem Disput mit dem schwedischen König befasst und mir in vielerlei Hinsicht recht gegeben. Nun hat er natürlich auch die Anklageschrift des Sincerus Treumann gelesen und sogleich erkannt, dass die Causa Patkul eine Schande für das deutsche Rechtswesen zu werden droht. Darum möchte er mir helfen und mit einem erlesenen Kreis bester deutscher Juristen an einer Verteidigungsschrift arbeiten, die keine Zweifel mehr offen lassen soll. In Kürze wollen sich die Herren an einem geheimen Ort treffen und mit ihrer Arbeit beginnen. Er bittet mich, noch einmal sämtliche wichtigen Informationen zu meinem Fall nüchtern und sachlich zusammenzufassen, vor allem auch die so häufig übersehenen Kleinigkeiten, die oftmals den Kern einer Lösung in sich tragen.« Patkul ging zum Kamin, in dem ein kräftiges Feuer die Märzkälte aus dem Raum zu treiben suchte, und hielt den Brief in die Flammen.

»Das sind wahrlich gute Neuigkeiten!«, freute sich Hoym. »Wie ich Euch kenne, werdet Ihr für heute mit nichts anderem mehr beschäftigt sein als mit einer gründlichen Antwort auf Thomasius' Bitte.«

Patkul lächelte und rieb sich die Hände. »So ist es, mein Freund. Sagt, kann ich mich auf Euch verlassen und Euch morgen einen Brief an den Professor mitgeben, den Ihr schnell besorgen möchtet, bevor er selbst an jenen geheimen Ort abreist, den er mir wohlweislich verschwieg?«

»Morgen treffe ich Euch gern wieder zur Mittagsstunde auf ein gemeinsames Mahl. Aber das für heute steht noch aus. Euer Diener lässt sich Zeit, die Speisen aufzutragen.«

»Nein, er wartet nur auf mein Zeichen, will er doch nicht unpassend stören.«

Patkul griff nach einer kleinen Glocke und läute zweimal kräftig. Kurz darauf öffnete sich die Tür, und Heinrich, sein treuer Diener, balancierte ein mit diversen Köstlichkeiten reich beladenes silbernes Tablett zum Esstisch.

### *Hamburg im März 1706*

Gespannt beobachtete Wrangel seinen Freund Matthias Claussen, der nachdenklich mit einem kleinen Löffel seinen Kaffee umrührte. Das Kaffeehaus am Kattrepel war gut besucht. Kaum ein Tisch war noch frei, und ein angeregtes Stimmengewirr füllte den kleinen Raum. Seit Jahren schon, ja, seit Beginn ihrer Freundschaft trafen sich die beiden Männer jeden Mittwochnachmittag am Kattrepel zu einer Tasse Kaffee und einem guten Gespräch. Der Wirt reservierte ihnen immer denselben kleinen Tisch in einer Ecke unmittelbar am Fenster.

»Wenn du ihn noch lange weiter rührst, wird er ganz kalt.«

»Das mag schon sein. Aber dann weiß ich vielleicht auch, was ich dir in deiner Situation raten soll.«

Wrangel lehnte sich zurück. Er kannte seinen Freund nur zu gut. Der ließ sich nicht drängen. Schon gar nicht, wenn es um eine wichtige Angelegenheit ging. Die letzte halbe Stunde hatte Claussen ihm aufmerksam zugehört, als er von Thomasius' Brief, dem Fall um Patkul, der notwendigen Reise und Ruths Reaktion darauf berichtet hatte. Verschwiegen hatte er ihm allerdings noch die Sache mit dem Kinderwunsch. Claussen war seit vier Jahren verheiratet und hatte bereits zwei Kinder, so wie es in einer jungen und gesunden Ehe erwartet wurde. Wrangel scheute in dieser Angelegenheit die häufig bohrenden Nachfragen seines Freundes.

»Du willst Ruth also nicht mitnehmen, weil du Angst um sie hast, ja?«

»Genau.«

»Und sie hat Angst um dich, wenn du allein fährst.«

»So ungefähr.«

»Und genauer als ungefähr?«

Wrangel verzog das Gesicht und rieb sich verlegen die Hände. »Nun, sie möchte nicht allein bleiben. Sie hat Angst, mich zu verlieren.«

»Das lässt sich gut verstehen. Schließlich bist du die ganze Familie, die sie noch hat.«

»Ja«, nickte Wrangel zustimmend und blickte nachdenklich in seinen Kaffee. »Und wenn sie weiterhin immer ihren Willen durchsetzt, wird sich das wohl auch nicht ändern.« Er biss sich auf die Lippen. Nun war es also doch heraus.

Claussen zog eine Augenbraue hoch und schaute seinen Freund eindringlich an. »Darum möchtest du jetzt ein Exempel statuieren und deine Frau in ihre Schranken weisen?«

»Ja ... nein ... ich möchte nur ...«, stammelte Wrangel.

»Du möchtest in Thomasius' geheimem Rat mitarbeiten, ohne dir täglich Sorgen um deine Frau machen zu müssen, die derweil allein in Königsberg wäre.«

»Genau. Das schickt sich einfach nicht für eine verheiratete Frau. Zudem ist es gefährlich. So viele Soldaten sollen dort überall unterwegs sein. Es könnte ihr etwas zustoßen. Hier in Hamburg wäre sie in Sicherheit, aufgehoben bei guten Freunden, in ihrer gewohnten Umgebung, in die sie ja schließlich selber zurück wollte, nachdem ich in Halle promoviert wurde. Nun leben wir wieder hier in Hamburg. Wir haben ihr Elternhaus gekauft, ich bin wieder Prokurator am Niedergericht ...«

»... und dich reizt die Herausforderung, mal wieder etwas zu bewegen, nicht wahr? Dir fehlt sonst etwas in deinem Leben. Denn die Ehe wird bereits zur Gewohnheit, ist es nicht so?«

Wrangel begegnete resigniert dem herausfordernden Blick seines Freundes. »Sie wird nicht zur Gewohnheit, Matthias, sie entwickelt sich nur nicht weiter.«

»Doch, das tut sie, Hinrich. Mit jedem Tag, den der Herr ge-

schaffen hat, entwickelt ihr beide euch weiter, so wie auch eure Ehe. Nur ist nicht mehr jeder Tag ein Fest wie am Anfang. Bei Hanne und mir ist das nicht anders. Ich verstehe dich, wenn dir die Aufregung, das Neue fehlt. Auch bei uns ist das so. Die Aufregung schaffen jetzt meist die Kinder.«

»Doch in diese Richtung entwickelt es sich bei uns eben auch nicht.«

»Verlier nicht den Mut, mein Freund. Der Segen des Herrn wird sicher bald auf euch kommen, und Ruth wird dir gesunde Kinder schenken.«

Wrangel wandte den Blick ab und griff wieder nach seiner Kaffeetasse. Nein, er würde Matthias nicht erzählen, dass er vermutete, Ruth setze ihre medizinischen Kenntnisse, die sie in Halle erworben hatte, ein, um an jenen Tagen, denen der Herr den Segen für Kinder gab, das Ehebett zu meiden. Schließlich hatte Claussen ihn immer gewarnt, Ruths Wissenshunger nicht die Zügel schießen zu lassen, da es nicht von ungefähr seit ewigen Zeiten so war, dass die Frauen sich vom Wissen fernzuhalten hatten, um es nicht gegen die göttliche Ordnung anzuwenden. Wrangel verachtete solche Überzeugungen. Waren sie doch jenen so ähnlich, die Frauen über Jahrhunderte als Hexen auf Scheiterhaufen zwangen. Natürlich war sein Freund Matthias kein Befürworter der Hexenverfolgungen. Aber er war ein Mann der Kirche und verteidigte sie in ihrem Urteil und Handeln. Und danach waren die Frauen nun einmal an der Erbsünde schuld und gaben sie weiter.

»Schau nicht so betrübt, wenn nicht gar wütend, Hinrich. Ich stimme dir zu. Du bist der Mann. Deine Meinung und dein Urteil sollten eure Ehe leiten. Doch dabei hast du deine Frau zu achten und zu ehren und auch Nachsicht für ihre Ängste aufzubringen. Ich mache dir einen Vorschlag. Wenn du dich entscheidest zu reisen, werden Hanne und ich uns um Ruth kümmern, während du fort bist. So wird sie nicht von betrüblichen Gedanken heimgesucht, und sie verzehrt sich nicht aus Sorge um dich. Du hingegen wirst nicht länger in Königsberg weilen, als es nottut, und deine fami-

liären Pflichten nicht verdrängen, nur weil dich die juristische Herausforderung lockt.« Claussen lächelte Wrangel aufmunternd zu. »Was hältst du davon?«

»Du bist ein wahrer Freund, Matthias. Ich danke dir. Du hältst es also auch für richtig, Ruths Ängsten nicht zu viel Bedeutung beizumessen. Das beruhigt mich sehr, denn ich liebe sie und möchte nicht schlecht an ihr handeln. Doch solche weibischen Ängste und Gefühle sind mir einfach zu fremd, um ihnen nachzugeben.«

»Frauen neigen nun einmal von Natur aus zu Ängsten und zum Aberglauben. Unsere Pflicht als Männer ist es darum, ihnen beizustehen und auf dem rechten Pfad der Vernunft zu halten. Du wirst sehen, Hinrich, alles wird sich zum Guten wenden.«

»Dann lass uns gehen, damit ich meine Reisevorbereitungen treffen kann. Wenn ich morgen zeitig mit der Kutsche aufbreche, kann ich vielleicht schon am Freitag von Lübeck aus in See stehen.«

Die beiden Männer gaben dem Wirt ein Zeichen, um ihre Zeche zu bezahlen. Dann machten sie sich auf zu Wrangels Haus.



Ruth saß im kleinen Salon am Kamin und las in einem Buch über Astronomie, um sich von dem Zerwürfnis mit ihrem Mann abzulenken. Als es an der Haustür klopfte und sie die Schritte des Dieners Jurek in der Diele hörte, packte sie wieder dieses beklemmende Gefühl wie am Tag zuvor, als Hinrich ihr gesagt hatte, er wolle allein reisen. Es war, als wenn sich eine große Wolke vor ihr Lebenslicht schob und alles, was ihr wichtig war, verschattete. Als sie die gut gelaunten Stimmen ihres Mannes und Pastor Claussens in der Diele hörte, wurde der Schatten noch dunkler.

Sie ahnte, dass Matthias mitgekommen war, um Hinrich in sei-

ner Entscheidung, die sicherlich nicht in ihrem Sinne sein würde, zu unterstützen. Langsam legte sie das Buch zur Seite und starrte in die Flammen des Kaminfeuers, die sich orangeblau an vier Holzscheiten entlang fraßen.

Es war nicht nur der Schatten, der sie verunsicherte. Sie spürte auch eine Art innerer Verletzlichkeit, die ihr neu war und die sie nicht zuordnen konnte. Mit dem Verstand ließen sich diese Gefühle sowieso nicht greifen. Den ganzen Tag über hatte sie schon darüber gegrübelt. Wieso fühlte sie sich auf einmal so hilflos bei dem Gedanken, für einige Zeit allein, aber doch in ihrer gewohnten Umgebung zu sein? Früher hatte sie davon geträumt, die Welt zu bereisen, unbekannte Länder zu erkunden, vielleicht sogar deren Sprachen zu lernen. Die ersten Jahre ihrer Ehe waren Hinrich und sie auch viel unterwegs gewesen. Sie waren nach London und Amsterdam gereist und hatten einige Zeit in Halle gelebt, von wo aus sie Magdeburg, Leipzig und Dresden besucht hatten.

Und jetzt saß sie hier in ihrem Hamburger Haus und zauderte. Wenn sie ehrlich mit sich war, wollte sie gar nicht unbedingt mit nach Königsberg, aber noch weniger wollte sie Hinrich allein reisen lassen. Dabei verstand sie seinen Wunsch nur zu gut. Sie würde nachgeben müssen. Aber über Pessach durfte er sie nicht allein lassen. Mit wem sollte sie sonst dieses Fest begehen? Als Christin war es ihr offiziell versagt. Nur Hinrich verstand sie und tolerierte ihren Wunsch nach der Verbundenheit mit der Religion ihrer Vorfahren. Er könnte schließlich etwas später fahren, auf ein paar Tage käme es wohl nicht an. Vielleicht hatte sich bis dahin auch diese Wolke über ihrer Seele aufgelöst.

Die Tür zum Salon öffnete sich, und die beiden Männer traten ein. Ruth musterte sie eindringlich, als wollte sie ihre Vermutung, dass die Entscheidung bereits gefallen war, von deren Gesichtern ablesen. Dann erhob sie sich, um ihren Mann und den Gast zu begrüßen.

»Guten Tag, Matthias. Ich freue mich, dich zu sehen. Geht es Hanne und den Kindern gut?«

»Alle sind wohlauf, liebe Ruth, und freuen sich, dich hoffentlich bald einmal wieder bei uns begrüßen zu dürfen.«

»Nehmt doch Platz und lasst uns eine Weile plaudern.« Ruth deutete mit einer ungenauen Geste auf die großen Stühle, die um den Kamin standen.

Hinrich Wrangel räusperte sich. »Dazu haben wir leider keine Zeit, meine Liebe. Ich werde bereits morgen früh mit der Kutsche nach Lübeck aufbrechen. So kann ich noch die Fleute erreichen, die dort am Freitag Richtung Königsberg ausläuft.«

Ruth erbleichte. Wie eine kalte Klammer legte sich ein plötzlicher Schmerz um ihr Herz und nahm ihr den Atem.

»Ich habe schon Anweisungen zum Packen gegeben.« Wrangel zögerte, als er das Zittern seiner Frau bemerkte, und schaute hilflos suchend zu seinem Freund, dem Pastor.

»Wir hoffen, dich, liebe Ruth, während der kurzen Abwesenheit von Hinrich möglichst häufig bei uns zu haben. Magst du nicht gleich morgen zum Abendessen kommen? Du weißt doch, donnerstags treffen wir uns immer mit meinem Oheim, der lieben Tante und einigen weiteren unterhaltsamen Gästen auf ein mit gutem Gespräch angeregtes Abendessen. Hanne wird sich sicherlich sehr freuen.«

Ohne eine Miene zu verziehen, starrte Ruth vor sich hin. Nach einer langen Pause antwortete sie Claussen mit tonloser Stimme. »Danke, Matthias. Bestelle deiner Frau meine Grüße und entschuldigt mich jetzt. Ich möchte sichergehen, dass die Magd gewissenhaft Hinrichs Kleider packt.« Ohne eine Erwiderung abzuwarten oder die beiden Männer auch nur eines weiteren Blickes zu würdigen, verließ sie den kleinen Salon.



Wrangel saß im Kabinett an seinem Schreibtisch und sortierte die Papiere für seine Reise. Neben der Anklageschrift, die Thomasius ihm geschickt hatte, hatte er auch sämtliche Artikel

über den Fall Patkul, die er in den Zeitungen der letzten Wochen und Monate hatte finden können, zusammengestellt. Er zögerte, ob er auch einige seiner wichtigsten juristischen Bücher mitnehmen sollte. Wrangel war sich nicht sicher, ob die Bibliothek der Albertina sie besaß; wenn nicht, würde er sie für die Arbeit eventuell vermissen. Einen kurzen Brief an Thomasius mit seinen Reiseplänen hatte er bereits geschrieben. Dem Prätor des Niedergerichts hatte er schon auf dem Rückweg vom Kattrepel mit Claussen zusammen einen kurzen Besuch abgestattet. Wie zu erwarten war, hatte der Prätor nichts gegen seine kurzfristige Abwesenheit einzuwenden, zumal für die nächsten Wochen keiner von Wrangels Fällen zur Verhandlung kommen würden.

Jetzt harrte seiner nur noch eine Aufgabe: Er musste Ruth beruhigen. Ihr Rückzug vorhin hatte natürlich wesentlich weniger mit seinem Gepäck als mit der abrupten Mitteilung seiner unverzüglichen Abreise zu tun. Zum Essen hatte sie sich entschuldigen lassen, aber versprochen, später noch auf ein Glas Portwein herunter zu kommen.

Wrangel quälte insgeheim das schlechte Gewissen, sich über ihren Kopf und ihre Bedenken hinweg für die Reise nach Königsberg entschieden zu haben. Er hatte sie noch nie so übergangen. Aber er fühlte sich einfach zu fest eingebunden in Ruths Welt, so dass es ihm schien, als stünden seine Wünsche und Interessen immer hintenan. Vielleicht hatte Claussen ja recht und er wollte sich tatsächlich für eine Weile von den Zwängen seiner Ehe erholen. Und selbst wenn. Er hatte ein Recht darauf. Schließlich ging es hier um mehr als nur sein Vergnügen. Es ging um einen überaus bedeutsamen juristischen Fall, bei dem er sein Wissen und Können einzubringen hatte. Da hatten die Wünsche der Ehefrau eben einmal zurückzustehen.

Als Wrangel von seinen Papieren aufsaß, stand Ruth vor dem Schreibtisch. Er hatte sie gar nicht hereinkommen hören. Im milden Schein des Kaminfeuers leuchtete sie regelrecht in einer fast unwirklichen Schönheit. Das wellige schwarze Haar umrahmte

ihr zartes Gesicht, und ihre grauen Augen funkelten wie polierter Graphit. Ihr graziler schlanker Körper war in ein hochgeschlossenes dunkelblaues Kleid aus schimmernder Seide gehüllt, die Schultern zusätzlich bedeckt von einer fein geklöppelten hellgrauen Stola aus Genter Spitze, deren filigrane Muster zu den geklöppelten Enden der Ärmel passten. Ohne eine Miene zu verziehen, sah sie ihn an, die vollen, zart geschwungenen Lippen fest geschlossen.

»Ruth, bitte habe Verständnis für meine Entscheidung. Du weißt, wie wichtig dieser Fall für mich ist. Wenn es uns gelingt, Patkul aus den Fängen der sächsischen Höflinge zu befreien und zugleich dem Völkerrecht wieder den Respekt zu verleihen, der ihm zusteht, wird weit mehr gewonnen sein als nur ein Prozess. Es wird ein Zeichen setzen für die Bedeutung des Rechts jenseits herrschaftlicher Machtphantasien.«

»Deine Koffer sind gepackt und stehen in der Diele bereit für die Abfahrt. Ich habe Jurek angewiesen, die Kutsche bei Sonnenaufgang abfahrbereit zu halten. So solltest du Lübeck bis zum Torschluss bei Sonnenuntergang erreichen.«

»Ich danke dir, meine Liebe. Das ist sehr fürsorglich von dir ...«

»Es ist meine Pflicht als deine Frau.«

»Ruth, ich bitte dich ...«

»Du brauchst mich nicht mehr zu bitten, Hinrich. Ich habe deine Bitte doch bereits erfüllt. Ich hingegen bitte dich, auf dich achtzugeben und bald und wohlbehalten nach Hause zurückzukehren.«

Er erhob sich, ging auf Ruth zu und ergriff ihre Hände. Sie waren eisig kalt. Unweigerlich spannte sich ihr Körper bei seiner Berührung an, und ein Zittern durchfuhr sie.

»Ruth, du weißt, wie sehr ...«

»Ja, Hinrich, ich weiß, wie sehr dir dieser Fall am Herzen liegt und wie verantwortungsvoll du diese Frage entschieden hast. Aber entschuldige mich jetzt bitte. Die Vorbereitungen für deine Reise haben mich angestrengt, und ich möchte mich zur Ruhe begeben.«

Wrangel nahm sie in die Arme und gab ihr einen sanften Kuss auf die Lippen. Sie ließ es geschehen, ohne auch nur mit einem Muskel ihres Körpers nachzugeben. Noch einen Augenblick zögernd, ob er die Situation so belassen sollte, suchte Wrangel ihren Blick. Ruths Augen glänzten, doch ihr Blick wich ihm aus.

Resigniert drückte er sanft ihre Schultern. »Dann wünsche ich dir eine gute Nacht, meine Liebe.«

### *Moskau im März 1706*

Mit großen Schritten überquerte Alexander Danilowitsch Menschikow den schneebedeckten Kathedralenplatz des Kreml. Die Morgensonne glitzerte tausendfach von den goldenen Türmen der vier Kathedralen und des Iwan-Glockenturmes herab, die sich in prunkvoller Eleganz in den azurblauen Himmel streckten. Zu dieser frühen Stunde war der Hof nahezu menschenleer. Der in der Nacht frisch gefallene Schnee lag noch ganz unberührt wie ein weißer Schleier über dem sonst immer von Menschen überlaufenen Hof des Kreml. Die Zinnen der Befestigungsmauern warfen bizarre Schatten.

Menschikow blieb einen Augenblick stehen und atmete tief die kalte klare Luft ein. Er liebte diese frühe Stunde ebenso wie sein bester Freund Peter, der Zar von Russland. In wenigen Augenblicken würde er ihn treffen, wie jeden Morgen, den die beiden gemeinsam an einem Ort verbrachten, um kurz die wichtigsten Neuigkeiten zu erörtern. Jenseits der Kremlmauern floss die Moskwa tiefschwarz in einem stolzen Bogen durch das Herz von Moskau und trug die letzten Eisschollen mit sich fort.

Menschikow zog den bodenlangen Mantel aus schwarzem Zobel fester um seinen Körper. Die Temperatur war in der letzten Nacht noch einmal dramatisch gefallen und hatte gemeinsam mit dem Neuschnee die Hoffnung auf ein baldiges Ende des Winters

zerschlagen. Aber Menschikow war es recht. Denn war der Schnee erst geschmolzen, begannen wieder die langen Monate der Feldzüge und Schlachten, die ihn quer durch Russland und Polen treiben würden. Der Krieg gegen Schweden ging nun schon in das sechste Jahr, und noch immer war kein Ende abzusehen. Die Schweden waren die härtesten Gegner, die er je an der Seite seines Zaren bekämpft hatte. Und sie hatten bereits viele Kämpfe Seite an Seite durchgestanden. Als Jungen schon hatten sie draußen in dem Dorf Preobraschenskoje, in dem der Zar seine Jugend verbracht hatte, mit zwei Spielbataillonen, bestellt aus bäuerlichen Spielkameraden, Stallknechten und den Söhnen der niederen Hofangestellten, regelrechte Manöver abgehalten. Manchmal kam es dabei sogar zu tödlichen Unfällen, aber Peter zuckte dann nur mit den Schultern und sagte, das sei der Preis dafür, dass er das Kriegshandwerk mit dem eigenen Leib erlerne. Und der Preis hatte sich gelohnt. Nur wenige Jahre später kämpften die beiden Freunde vor Asow, der als uneinnehmbar geltenden türkischen Festung am Schwarzen Meer. Peter bezwang sie. Und Menschikow war an seiner Seite gewesen.

Aber die Schweden waren ein anderer Schlag als die Türken. Jedes Frühjahr aufs Neue ergossen sie sich über Livland, Litauen und Polen. Dabei hatte der Zar gehofft, in Allianz mit König August von Polen den jungen Schwedenkönig Karl XII. kurzerhand vom Schlachtfeld zu wischen und sich die reichen schwedischen Ostseeprovinzen einzuverleiben. Doch die Rechnung war nicht aufgegangen. Der achtzehnjährige Karl hatte die Russen gleich im ersten Kriegsjahr 1700 derart in die Schranken gewiesen, dass nur Peters verletzter Stolz ihn zum Fortführen des Krieges getrieben hatte.

Ja, und natürlich dieser Patkul.

Mit steifen Fingern griff Menschikow in seine Manteltasche und holte das Schreiben heraus, das ihm ein Kurier schon vor Sonnenaufgang zugestellt hatte. Er überflog es erneut.

Patkul war einfach ein aufdringlicher Störenfried. Daran hatte



sich in den vier Jahren, die er jetzt schon dem Zaren als Berater und Sondergesandter diente, wenig geändert. Keine Frage, er war ein schlauer Kopf, geschickter Diplomat und Ränkeschmied. Dafür schätzte ihn der Zar. Auch Menschikow, mit dem es kaum jemand an geistiger Schärfe bei Hofe aufnahm, zollte ihm einen gewissen Respekt und arbeitete häufig mit ihm zusammen. Patkul hatte die Allianz gegen Schweden mit größtem Fingerspitzengefühl eingefädelt und es in den letzten Jahren immer wieder geschafft, den wankelmütigen August bei der Stange zu halten. Auch war es ihm gelungen, die übrigen Europäer davon abzuhalten, sich mit den Schweden zu verbünden, womit er der Allianz den Rücken freigehalten hatte. Dabei hatte er richtiges Genie bewiesen, wie Menschikow neidlos anerkannte.

Aber zugleich war dieser Mann ein leidenschaftlicher Hitzkopf, unversöhnlich im Streit und, was noch viel schlimmer war, absolut uneigennützig und unbestechlich. Genau diese Wesenszüge waren mit Sicherheit schuld daran, dass ihn die Sachsen vor drei Monaten unter Arrest gestellt hatten. Natürlich war das ein Un- ding, eine Beleidigung der Würde des Zaren von Russland, denn schließlich war Patkul Peters Sondergesandter. Aber Menschikow war dieser Umstand im Grunde nicht unrecht. Der Brief in seiner Hand bewies es ihm aufs Neue. Da saß dieser Patkul nun in irgendeiner Burg in Sachsen gefangen und hatte nichts Besseres zu tun, als Menschikow nach den Subsidien auszufragen. Hätte er stattdessen geschrieben: »Befreit mich, meine Freunde!«, hätte sich Menschikow vielleicht bemüht gefühlt, den Dresdener Höf- lingen mit dem Preobraschensker Garderegiment einen Besuch in ihrem gemütlichen Städtchen abzustatten. Aber nein, Patkul bat ihn nicht um Hilfe, sondern forderte ohne Umschweife, dass Menschikow endlich die Subsidien für August überwies.

Doch dafür war die Zeit noch nicht gekommen. Zunächst ein- mal hatte dieses Geld, bevor der polnische König es verhurte, ein bisschen für ihn, den russischen Staatsminister und Generalgou- verneur von Ingermanland, zu arbeiten. Denn auch sein Leben

war kostspielig, zumal er den Luxus liebte. Nach Dresden kam das Geld noch früh genug, dafür hatte er gesorgt.

Ja, dieser Patkul wurde langsam zu einer Last für den russi- schen Hof.

Menschikow zerriss das Schreiben in winzige Schnipsel und warf sie über die Mauern des Kreml. Eine Windböe ergriff sie und trug sie wie Schneeflocken langsam herab in die schwarzen Fluten der Moskwa.

»Patkul ist tot. Er weiß es nur noch nicht.«

Er nahm noch einen tiefen Atemzug von der kalten Luft und ging dann mit großen Schritten auf die Palasttüren des Kreml zu, hinter denen sein Freund, der Zar, bereits auf ihn wartete.

### *Königsberg im März 1706*

L langsam glitt die Fleute in der klaren Nachmittagssonne auf dem Pregel flussaufwärts auf Königsberg zu. Wrangel stand an Deck und betrachtete neugierig und erwartungsvoll die sich vor ihm erhebende Stadt. Wie Hamburg war Königsberg von Wäl- len umgeben, die aber bei weitem nicht die Ausmaße der Wall- anlagen seiner Heimatstadt erreichten. Trotzdem machte die Fes- tung Friedrichsburg, die den Durchfluss des Pregel in die Stadt bewachte, Eindruck auf ihn.

Eigentlich war Königsberg ja gar nicht eine Stadt, sondern es waren drei Städte. Als der Deutsche Ritterorden in der Mitte des 13. Jahrhunderts hier seine Ordensburg Königsberg errichtete, entstanden unter seinem Schutz drei Ansiedlungen, die alle im Laufe des 14. Jahrhunderts Stadtrechte erhielten und seitdem nebeneinander bestanden: Altstadt, Löbenicht und Kneiphof. Für den Ritterorden war diese Trennung von Vorteil gewesen, konnte er die drei Städte doch so bei Bedarf gegeneinander ausspielen. Auch der neue König in Preußen, Friedrich I., hatte bisher noch